

jubiläums von 1919 und ein Vorwort von Hofprediger Dr. Siedel über die Sprache der Wunden. Dann handeln Pfarrer Zieschang von den Missionsanfängen unter den Wenden der Oberlausitz, Generalsuperintendent Drude von der Christianisierung Braunschweigs, Pfarrer Michael von einem treuen Mitarbeiter aus dem Chemnitzer Missionsleben (Jugel), Schulrat Schmidt von den Anfängen des Missionslebens im Greizer Land, Missionar Depke von den Kriegsschäden der Leipziger Mission, Missionsdirektor Harling von religiösen Strömungen im Zinismus, Superintendent Michael von Dippoldiswalde über Missionskunde und Missionsvorträge. Letzterer hat auch den katholischen Teil der Jahreschronik von Böhmig übernommen und darin mit wohlwollender Objektivität die Entwicklung unseres heimatlichen Missionslebens offenbar unter Anlehnung an meine Rundschau besprochen. In ebenso anerkennender Weise rezensiert er unter der sonst von Pfarrer Benz gebuchten Missionsliteratur des Jahres 1918 meine „Einführung in die Missionswissenschaft“, nicht ohne sein Bedauern auszusprechen über den schroffen Satz betreffend das dogmatische Verhältnis zur protestantischen Mission, an dem nun aber einmal vom katholischen Standpunkt aus, den ich wiederzugeben hatte, beim besten Willen nichts zu ändern ist. Schmidlin.

Caonabo, der dunkle Mond. Missionsdrama in fünf Aufzügen von Dr. P. Anton Freitag S. V. D. Kl. 8^o. 96 S. Thomasdruckerei Kempen (Rhein) Pr. 1,25 Mk.

P. Dr. Freitag, der durch Verfassen von Gedichten und kleinen Bühnenstücken schon mehrfach um das Vortragsmaterial von Missionsfeiern sich verdient machte, hat sich daran gegeben, nun auch ein größeres Missionsdrama zu verfassen; das nach seinen Ideen den angestrebten Zwecken nach Möglichkeit entsprechen und den Mangel an zugkräftigen Theaterstücken für Missionsveranstaltungen decken helfen soll. Der Verfasser hat sich die Aufgabe nicht leicht gemacht, wenn man nach dem Geleitwort urteilen darf. Nach sachlicher Kritik der wenigen vorliegenden Bühnenarbeiten spricht er darin von den Gedanken, die ihm als maßgebend für ein brauchbares Missionsstück erscheinen und macht sofort die Anwendung auf sein eigenes vorliegendes Werk. In diesem Sinn ist es ein Programmstück und verdient hier eine besondere Besprechung. Man kann Freitags Auffassungen nur zustimmen. Es versteht sich von selbst, daß bei den obwaltenden Verhältnissen der praktisch in Frage kommenden dilettantischen Vereinsbühne auch beim idealen Missionsstück keine restlos künstlerischen dramaturgischen Ideale verwirklicht werden können und sollen.

Das Stück selbst spielt um die Mitte des 16. Jahrhunderts in einer Indianermission Mittelamerikas und schildert einen letzten wütenden Angriff des Heidentums (verkörpert besonders durch den Zauberer Caonabo) gegen das aufblühende Christentum. Das Christentum wird natürlich zum Siege geführt. Auffassung und Ausführung sind edel und machen nicht zu viel Konzessionen an die Art gewisser religiöser Bühnenstücke, wo man immer schon im voraus weiß, was der „Held“ auf jede Äußerung seines Dialogisten antwortet. Manche Stellen wirken, wenn gut vorgetragen, wahrhaft dramatisch. Das Ganze wird auf jeden Fall ergreifen und schon bei mittelmäßiger Aufführung alle Mühe reich lohnen. Freitags Stück ist ohne Einschränkung zu empfehlen und kann für die Dichter der Vereinsbühne als Paradigma gelten.

Man mag darüber streiten, ob Caonabo wirklich so in der Mitte steht, daß gerade er als Titelheld bezeichnet werden kann. Ob durch einen andern (weniger dunklen) Titel oder durch einen Untertitel, etwa „Caonabo, der alte Indianerzauberer, Drama aus der Indianermission“ oder ähnlich, Interessenten nicht eher angelockt würden? — Die fünffüßigen Jamben sind durchweg glatt und lassen nur wenig Härten sehen. Dagegen scheinen die „Winke für die Aufführung“ stilistisch etwas weniger gefeilt. — So schön das Jagdlied der Indianer, so schwach ist doch (selbst für ein Kindergedicht) der Huldigungsgruß der Turuwara. — Die Musik des Jagdliedes will mir weniger gefallen. Die Melodie des Kinderreigens wirkt treffend erotisch; vielleicht läßt man mit Nutzen die dazu wenig passenden deutschen Strophen weg und singt nur den indianischen Text. — Die jeweils einfallenden Szenen der allegorischen Figuren (Christentum und Idolatrie) werden wohl nur vor gebildetem Publikum Wirkung erzielen (sie haben ähnliche Funktion wie der alte Chor der Griechen) und können ohne Schaden des Ganzen weggelassen werden. Die Szene, wo das Christentum der Idolatrie das Zepter entreißt und sie als „Affe Gottes“ apostrophiert, wird leicht komisch wirken. — Bei jüngeren Darstellern muß man auch darauf achten, daß der indianische Gesang und die Zustimmungsjektionen der Häuptlinge nicht (wie ich mehrfach erfuhr) humoristischen Beifall heraufbeschwören. May Größer, P. S. M.